

Nils Mohl

Beim Erzählen alles in Ordnung? Eine kurze Geschichte des Vor- und Zurückspulens

Am 11. April 1980, um 19 Uhr Ortszeit, betätigt ein junger Mann in New York, 111 Hudson St, 2. Fl., eine Stechuhr. Den Kopf hat er kahlrasiert, er trägt ein graues Oberteil im Stile eines Arbeitshemdes. Ganz neu sieht es aus, als hätte man den Besitzer eben gerade zu seiner ersten Schicht am Fließband eingeteilt. Hsieh, steht in roten Lettern auf dem aufgenähten Brustschild.

Tehching Hsieh, geboren in Taiwan, hält sich illegal in den USA auf. Er ist 29 Jahre alt. Um 20 Uhr will er die Stechuhr wieder betätigen. Um 21 Uhr auch. Ein volles Jahr lang, so ist es geplant, soll sich der Vorgang wiederholen, immer zur vollen Stunde, rund um die Uhr, 8760 Mal.

Hsieh arbeitet in keiner Fabrik.

Sein Beruf: Künstler.

Die Stechuhr befindet sich in seinem Atelier, und jede Stunde, wenn er eine weitere gelbe Zeiterfassungskarte abstempelt, macht Hsieh auch ein Foto von sich per Selbstauslöser. Bild um Bild entsteht so ein Film. Ein Clip aus 365 mal 24 Bildern pro Tag, ein sonderbares Dokument der Zeitraffung. Man sieht: Das Haar wächst, wächst dem Künstler im Laufe der Performance hinab bis auf die Schultern. Das Arbeitshemd wirft mehr und mehr Falten. Das Gesicht wird schmaler. Die offensichtlichsten Hinweise für das Voranschreiten der Stunden, Tage, Monate. Am 11. April 1981 schließlich, um exakt 18 Uhr Ortszeit, betätigt Hsieh, inzwischen 30 Jahre alt, ein allerletztes Mal die Stechuhr.

Die Länge des Films beträgt am Ende rund sechs Minuten.

Ein Jahr dauert sechs Minuten.

Zumindest in diesem Fall. Hsieh hat tatsächlich durchgehalten, in einem Akt der Selbstfolter, hat nie auch nur eine Stunde am Stück schlafen können, zwölf Monate lang nicht, im Namen der Kunst.

Als ich im Mai 2017 die Einzelausstellung mit Hsiehs Werken im Rahmen der Biennale in Venedig besuche¹, fluten mich sofort ganz eigenartige Gefühle. Eine Mischung aus Respekt und Schauer, speziell bei der Dokumentation der eben beschriebenen Arbeit, seinem „Time Clock Piece“.

Ein Jahr Verzicht, ein Jahr Leben hergegeben, ein Jahr ständiger Stress, das Betätigen der Uhr nicht verpassen zu dürfen, während die Energie sinkt, die Erschöpfung zunimmt. Erste Gedanken, während ich an den Wänden die lange lange lange Reihe Zeiterfassungskarten betrachte. Und ich frage mich: Wie hält man das aus? Und: Ist es das wert? Und: Wie viele Fehler hat er wohl gemacht? Hat er überhaupt Fehler gemacht?

Hat er.

Sie sind markiert auf den Pappen, versehen sogar mit Begründungen in Korrekturrot. Nur 133 Mal hat Hsieh es nicht geschafft, exakt zur vollen Stunde die Karte in den Schlitz einzuführen. In dem fieberartigen Delirium, in dem er sich befunden haben muss, war er 10 Mal zu früh dran, 29 Mal zu spät, und nur 94 von 8760 Mal hat er wirklich geschlafen und das Klingeln der Wecker nicht wahrgenommen oder konnte offenbar nicht mehr pünktlich aufstehen.²

Ich weiß noch, wie ich in der Ausstellung plötzlich stutze: Diese seltenen Ausfälle, in denen er den stündlichen Einsatz vermasselte –

Fußnoten:

1 Die Ausstellung trug den Titel „Doing Time“ und wurde im Palazzo delle Prigioni gezeigt. Dem ehemaligen Gefängnis neben dem Dogenpalast. Das Besondere: Zwei von Tehching Hsieh's One Year Performances wurden zum ersten Mal gemeinsam gezeigt – Hsieh's Time Clock Piece und sein Outdoor Piece und dazu drei weitere, bislang nicht gezeigte Werke von Hsieh.

2 In einem Gespräch schilderte er seinen Geisteszustand in eigenen Worten u. a. einmal so: When I was doing the ‚Time Clock Piece‘, my dreams were always interrupted. Nonetheless, they tried to free me. I dreamt that I didn't want to be an artist anymore. Many times my dreams were about my illegality and the immigration authorities trying to catch me, or sending me back to Taiwan ... In: Tehching Hsieh, Adrian Heathfield: Out of Now. The Lifeworks of Tehchin Hsieh. Cambridge, Massachusetts, 2009, S. 330.

sie stechen aus der Fülle der katalogisierten Momente heraus, wie der Beginn und das Ende.

Die „Fehler“.

Das Ungewöhnliche. Die Momente, in denen die Mission aus dem Takt kommt, in Gefahr gerät, das Scheitern droht. Der Ausbruch aus der Routine. Das ist das, was fesselt. Weil ...

Ja, auch weil immer dann, wenn etwas passiert, wenn die Zeit also unter einer Art Schluckauf-Hickser leidet, Aufmerksamkeit garantiert ist.

Wie beim Erzählen.

Oder? ³

Aber nicht nur Künstler sind besessen von diesen Dingen.

Die Uhr tickt. Tickt unaufhörlich. Für jeden von uns. ⁴

Die Zeit markiert einen Eckpfeiler unser aller Existenz. Einen von drei tragenden, könnte man sagen, neben dem Raum und ... tja, dieser nebulösen Instanz, die als Subjektkonstrukt unsere Geschicke verantwortet – dem Ich also.

Ich, Hier, Jetzt: Diese drei Variablen geben uns die nötige Orientierung, um unser Dasein zu meistern. Zum Denken, Erkennen und Handeln benötigen wir immer die Gewissheit über den aktuellen Status von Zeit und Raum und Ich.

Wir verlieren wortwörtlich den Verstand, sobald die klare Vorstellung davon abhandenkommt, wer wir sind, wo wir sind und welchen Augenblick wir gerade am Wickel haben. Und so ordnet sich dann auch alles immer in Relation zum Zeitpunkt, den ich, und ich allein, in dieser meiner Welt aktuell durchlebe. Ein unaufhörlicher Prozess.

Wir sind wie ein wandernder Punkt auf einer Linie.

Stimmt's?

Das ist das Bild, oder?

In meiner Vorstellung wandert, wie das in der abendländischen Kultur so Tradition hat, der Punkt von links nach rechts. Wandert weiter und unumkehrbar weg vom Moment der Geburt aufs Ende zu, dessen Zeitpunkt im Ungewissen zu liegen scheint. Wandert und wandert.

Und zwar kontinuierlich.

Das ist das Standardkonstrukt, mit dem wir operieren. So haben wir das im Verstand verankert. So in etwa sieht das in unserer Wirklichkeit aus. ⁵

Fiktionale Welten bieten die Freiheit, damit zu spielen.

Ist das nicht so?

Was wäre wenn ...

In der „Spiegelgeschichte“ von Ilse Aichinger zum Beispiel, geschrieben 1949, werden der natürliche Anfangs- und Endpunkt des Lebens gegeneinander getauscht – und alles dazwischen auch entsprechend umsortiert – gespiegelt eben. Heißt: Ein Du durchläuft die Stationen des Lebens in umgekehrter Reihenfolge, stirbt im ersten Absatz und verlernt gegen Ende der Geschichte das Laufen und Sprechen, bis mit der Geburt schließlich alles nach wenigen Seiten schon wieder vorbei ist.

Dadurch entsteht Irritation. Und in der Folge ein verändertes Bewusstsein für das, was in einem Leben passiert, was ein Leben ausmacht, und bei mir stellt sich mit Blick auf die Spiegelgeschichte das Gefühl ein, als würden Jahrzehnte wegen dieser drastischen Zusammenfassung auf nur wenigen Seiten plötzlich dramatisch in sich zusammenschrumpfen.

Als Ganzes wirkt das erzählte Schicksal eigenartig mickrig, und das hat erheblich mit der Ordnung, mit der Illusion der Folgerichtigkeit zu tun. Denn auch wenn das übliche Und-dann-und-dann-Schema hier durch eine Und-davor-und-davor-Mechanik ersetzt wurde, versteht man das Prinzip schnell. Weshalb sich am Ende der wohl kalkulierte Effekt einstellt: Das vorgeführte Leben wirkt nicht wie gelebt, sondern wie zurückgenommen. Nichts vollendet sich zum Schluss hin, in der Spiegelgeschichte stürzt ein kleines Universum einfach in sich zusammen.

Geschichten eignen sich bestens für Experimente dieser Art. ⁶

Fußnoten:

3 Unstrittig: Auch beim Erzählen wird die Zeit zum Material, zuweilen rückt sie dabei sogar ähnlich stark in den Fokus wie in der Arbeit von Tehching Hsieh. In der Kalendergeschichte „Unverhofftes Wiedersehen“ von Johann Peter Hebel staucht die Erzählung an zentraler Stelle Jahrzehnte auf wenige Zeilen zusammen. Und umgekehrt walzt James Joyce auf hunderten von Seiten seines „Ulysses“ die Ereignisse eines einzelnen Tages in aller Breite aus.

4 Wissenschaftsjournalist Johann Grolle weiß: Kein technisches Gerät wird auch nur annähernd so häufig gefertigt, gekauft und befragt wie die Uhr. Sie findet sich in Klassenräumen und Wartezimmern, in Schwimmbädern, Bahnhöfen, Meldeämtern und Bussen. Zudem ist sie eingebaut in Herden, Handys, Computern, Fernsehern, Autotachos oder sogar in manchen Kaffeemaschinen und Kugelschreibern – was die Mehrzahl der Menschen nicht daran hindert, sie zusätzlich noch am Arm zu tragen. Johann Grolle: „Abschied vom Himmel“. In: Der SPIEGEL, 26. Oktober 2010. URL = <http://www.spiegel.de/spiegelwissen/0,1518,725159,00.html>

5 Gleichwohl kennt jeder auch Bewusstseinszustände, in denen uns entgleitet, wer wir sind, wo wir sind oder uns das Zeitgefühl einen Streich spielt. Im Traum, im Rausch, im Krankheitsfall, bei der Tagträumerei, beim Erleben von Geschichten, und so weiter. Wir entfernen uns dabei in allen Fällen ein Stück aus der vertrauten Welt der Tatsachen. Mehr als einmal täglich passiert uns das auf die eine oder andere Art. Uns allen.

6 Im Reich der Fiktion ist ja ein Leichtes, auf gewisse Konventionen zu pfeifen und streng chronologische Strukturen aufzulösen. Die Beispiele sind zahllos und vielfältig. In William Faulkners Erzählung „Rose for Emily“ etwa wird das Geschehen zeitlich ineinander geschachtelt; in Julio Cortazárs Kurzgeschichte „Axolotl“ wiederum scheinen sich Zeitschichten zu überlagern. Aber im Grunde ließe sich natürlich die ganze moderne Literatur unter dem Aspekt der individuellen Ausgestaltung von Zeitwahrnehmung lesen.

Das bedrückende Gefühl, der Zeit ausgeliefert zu sein, können sie uns in unzähligen Varianten und sehr schonungslos vorführen. Ganz einfach indem sie unsere Aufmerksamkeit gezielt darauf lenken. Ähnlich wie auch Tehching Hsieh es tut – dessen Performance in dieser Hinsicht aber, muss ich gestehen, ganz besonders furchteinflößend ist.⁷

Er begriff seine Ein-Jahres-Performance übrigens selbst als eine Art langsamen Selbstmord im konstruktiven Sinne. Ihn interessierte, wie er zu Protokoll gab, dabei die philosophische Dimension der Arbeit. Für Hsieh war die investierte Zeit ein Weg, sich weiterzuentwickeln, ein Weg, sich zu fragen, „Was bedeutet mir das Leben?“⁸

Herausforderungen dieses Kalibers lassen sich kaum übers Knie brechen. Auch rechnet man besser nicht mit abschließenden Antworten. Nicht nach 365 Tagen an der Stechuhr, nicht nach Jahren der Philosophie. Schon in der nächsten Sekunde kann ja alles wieder anders sein.

Alles befindet sich ständig im Fluss.

Weshalb wir Menschen auch nie wirklich aufhören können, alles neu zu ordnen. Tatsächlich verwenden wir ja eine Menge Mühe und Kreativität darauf, uns Tag für Tag für Tag mit den Ereignissen unseres Lebens zu beschäftigen, vergangenen und auch kommenden. Indem wir ihnen Bedeutung abringen, sie sortieren und umgestalten, schwingen wir uns zu Erzählerinnen und Erzählern auf, konstruieren so viele kleine Storys und wie nebenbei auch die große, ureigene Geschichte von uns selbst. In zahllosen Fortsetzungen. Wir können gar nicht anders.

Nicht ausgeschlossen, dass uns das oft das Fürchten lehrt.

Aber womöglich geht das in Ordnung. Schließlich lehrt es uns nicht nur das. Es lehrt uns zum Beispiel auch, der Wirklichkeit zu trotzen oder aber ihr zu entkommen und einige faszinierende Dinge mehr.

Je nachdem, wie intensiv wir uns auf die Übung einlassen.

Ein Spiel auf Zeit.

Countdown läuft. Läuft ja längst ...⁹

DER SCHULWEG

ZEITERFAHRUNG #1: DER MOMENT

Time is a fluid condition which has no existence except in the momentary avatars of individual people. There is no such thing as was – only is.

William Faulkner¹⁰

Im Schulranzen auf dem Rücken ruckeln die Hefte und Bücher auf und ab, genau zwei 4/4-Takte lang von Treppenabsatz zu Treppenabsatz. Ich zähle dazu stumpf wie ein Metronom, zähle immer acht Stufen ab und addiere. Bis unten, bis zum Erdgeschoss komme ich so auf die Zahl 48: 48 Mal Schulranzenruckeln.

Als nächstes raus aus der Tür, am rostigen Fahrradständer vorbei, ab nach links, zwanzig Meter etwa, bis ich auf Höhe der Müllcontainer die Straße überquere. Dann den Ratiborweg hoch, 200 Meter.

Ich erreiche das kleine Einkaufszentrum. Frisör, Bäcker, scharf rechts an der Kneipe, danach gleich wieder links, noch einmal 50 Meter Fußweg, vorbei am höchsten Wohnturm der Siedlung, einem Klotz aus Betonplatten mit 17 Stockwerken. Eine weitere, eine letzte Straßenüberquerung, und schon beginnt die Schlussgerade, die Sackgassenschlucht, an deren Ende das Ziel liegt.

Wie lang habe ich gebraucht?

Als Kind habe ich auf diese Art gar nicht selten versucht, in Gedanken meinen Schulweg abzugehen. Und zwar so, dass ich für die Strecke im Kopf genauso lange brauche wie in der Wirklichkeit.

Ziemlich beknackte Übung. Eine hoffnungslose: Welches Tempo ich auch anschluss, immer, immer war ich zu schnell, viel zu schnell. Im ersten Anlauf sowieso. Hin und wieder habe ich deshalb noch einen zweiten und einen dritten unternommen. Zurückgespult auf Anfang.

Der Terrazzoboden im Treppenhaus. Der glatte, kühle Kunststoff der Handläufe. Das Licht, das erlischt und wieder angeknipst werden muss. Aber wieder bin ich ratzfatzt im Erdgeschoss, auf der Straße, über die Fahrbahn und ein ganzes Stück den Ratiborweg hoch.

Die Tannenbüsche und ein Holzzaun auf der einen Seite, auf der anderen: parkende Autos. Während die Füße mich vorwärts tragen, achte ich auf die Gehwegplatten, versetzt angeordnete Quadrate, eine Formation, die in einem fort unter den Sohlen nach hinten verschwindet und sich zugleich vor den Schuhspitzen weiter und weiter fortsetzt. Die Fugen: lauter rechte Winkel. Die Fugen laufen als gerade Linien ineinander, führen labyrinthisch zwischen den grauen, mal helleren, mal dunkleren Steinflächen hindurch. Kaugummiplacken mustern den Boden. Als filtergelbe Einsprengsel: Zigarettenstummel. An der Kante zum Bordstein spriebt aus Ritzen Unkraut in kränklichem Grün.

Von Tür zu Tür, von unserer Wohnung im Gleiwitzer Bogen 1, dritter Stock rechts, bis zu meinem Klassenzimmer, Schule Öjendorfer Damm, lege ich etwa einen halben Kilometer Weg zurück.

Gut zehn Minuten.

Das ist ungefähr die Zeit, die ich als Kind dafür benötige. Im Kopf aber bin ich immer in weniger als einer Minute am kleinen Einkaufszentrum. Und von dort bis zur Schule? Eine Sache von höchstens zwei, drei Wimpernschlägen. Der innere Erzähler bekommt es einfach nie auch nur annähernd hin, Realzeit und Hirnzeit, echten Schulweg und Kopfkino, in Deckung zu bringen.

Das Ohnmachtsgefühl gegenüber der Zeit schockiert mich bis heute mit kaum abnehmender Wucht, sobald es sich einstellt. Inzwischen bin ich mir fast sicher, Erwachsene leiden noch um einiges verzweifelter unter dem Phänomen als Kinder und Teenager.

Wie heftig es einen aus der Bahn katapultieren kann, wenn persönliches Zeitempfinden und Zeitmessung im Clinch liegen, führt John Cheever in seiner Erzählung „Der Schwimmer“ vor. Am Beispiel eines Manns in den mittleren Jahren namens Ned Merrill.

Bei einer Sommerparty stellt der Held der Geschichte fest, dass die Pools der Nachbarn so dicht beieinander liegen, dass er den Heimweg mehr oder weniger auch schwimmen könnte. So macht er sich auf, schwimmt und arbeitet sich von Grundstück zu Grundstück vor.

Der Nachmittag geht über in den Abend, aber nicht nur das. Die Zeichen mehren sich, dass Ned unterwegs von der Zeit überholt worden ist. Herbstlaub fällt, die Sternkonstellation passt ebenfalls nicht zur Jahreszeit des Aufbruchs. Nicht zuletzt muss Ned die Erfahrung buchstäblich am eigenen Leib machen. Er startet in Topform, ein vitaler Mann, aber nicht nur im Wasser verliert er im Laufe seines Vorhabens den Boden unter den Füßen. Er merkt, dass er rasant zu altern scheint, vergesslich wird und für all das keine Erklärung findet.

Ned verliert die Fassung. In der Story heißt es an genau dieser Stelle:

Wahrscheinlich war er als erwachsener Mann noch nie zuvor in Tränen ausgebrochen, ganz sicher hatte er sich im Laufe seines Lebens noch nie zuvor so niedergeschlagen, ausgebrannt, müde und verzweifelt gefühlt.¹¹

Das Leben schrumpft zusammen. Es findet in diesem Fall gar nicht mehr richtig statt. Weil es sich in seiner ganzen banalen Durchschnittlichkeit selbst zum Opfer fällt?

Ned gibt die Deutungshoheit über die eigene Biographie ab. Er erfährt von Dritten, was ihm offenbar in den verpassten Jahren widerfahren ist.

Fußnoten:

7 Hsiehs Arbeiten haben mich tatsächlich erschüttert wie kein Kunstwerk bislang. Ich habe viel darüber nachgedacht: Offensichtlich erwischt er mich an einem äußerst sensiblen Punkt. Stilisiert er sich nicht scheinbar entgegen der eigenen Behauptung, ein großer Sinnsuchender zu sein, zum Vorzeigehelden des Absurden? Was kann einem das Leben schon groß bedeuten, wenn man sich ein Jahr der Freiheit beraubt? Und obwohl ich begreife, dass die Faszination dieses Projekts genau darin besteht, die Deutung auch umkehren zu können, weil ja Hsieh sich ganz autonom für diese Aufgabe entschieden hat, bleibt das Gefühl, dass der Preis, den der Mensch für die Kunst hier zahlen muss, einfach zu hoch ist. Eine wiederum mit Sicherheit kalkulierte Reaktion. Was dem Ganzen noch eine erschreckende Dimension mehr verleiht. Da hier ja ein Künstler auf einen bestürzenden Effekt spekuliert, ganz reales Leiden inszeniert, um als Künstler auch wahrgenommen zu werden. Mehr noch: Das inszenierte Leiden reflektiert ja zudem auch noch das reale Leiden eines Menschen, der als Illegaler keine Ruhe finden kann, weil sein ungeklärter Status das zu jeder Zeit unmöglich macht.

8 Hsieh/Heathfield, a.a.O., S. 324.

9 In verbleibenden Seiten manchmal.

Immer aber auch in Lebenszeit.

10 William Faulkner: „The Art of Fiction“ (1956) (The Paris Review interview with Jean Stein). In: Philip Gourevitch (Hg.): The Paris Review Interviews. New York 2007. S. 57.

11 Im Original: It was probably the first time in his adult life that he had ever cried, certainly the first time in his life that he had ever felt so miserable, cold, tired, and bewildered. John Cheever: The Swimmer. Erstveröffentlichung in: The New Yorker vom 18. Juli 1964.

Er hat kapituliert, ließe sich das interpretieren, er erzählt seine Geschichte nicht mehr selbst. Und so geht seine ganze Existenz dahin, weicht, bildlich gesprochen, in den Wassern der Gartenpools auf und ist unwiederbringlich ausgelöscht. Zum Schluss, als Ned sein Haus erreicht, fehlt von seiner Familie jede Spur. Er blickt durchs Fenster. Drinnen: alles leer.

Wer sich der Ohnmacht beugt, ist verloren.

Das Kunststück, uns das vorzuführen, gelingt John Cheever auch deshalb so gut, weil er es versteht, mit der Illusion der Kontinuität zu spielen. Klassisches Erzählen kaschiert Zeitsprünge innerhalb einer Szene meist möglichst geschickt. Und weist andererseits oft ganz explizit darauf hin, wenn Stunden Tage Jahre zwischen den einzelnen Szenen vergehen.

Cheever macht sich diese Konventionen zunutze, schildert scheinbar die Ereignisse einer Tageshälfte in einer einzigen Szene, lässt uns in dem Glauben, fortwährend in Neds Gegenwart zu sein. Die üblichen kleinen Zeitraffungen wachsen sich hier allerdings, und das ist die Pointe, ins Überdimensionale aus. So dass man sich fragt, sobald einem das aufgeht: Wie kann das sein?

Über John Cheevers Erzählung bin ich während meines Studiums gestolpert und fühlte mich sofort zurückversetzt in die Zeiten, als ich mich als Grundschüler an der Rekonstruktion meines Schulwegs versucht habe.

In meiner Erinnerung liege ich bei diesen Gedankenausflügen im Bett, Augen geschlossen. Ist es Nacht? Tag? Regen? Wind? Oder ist es draußen ruhig? Dann kann man die Geräusche von der Straße, manchmal auch von der Autobahn hören.

Vielleicht warte ich darauf, dass mein Vater endlich von der Arbeit kommt, um mir vorzulesen? Oder vielleicht darauf, dass die Übertragung eines Fußballspiels im Fernsehen beginnt – in der Hoffnung, dass man mich die erste Halbzeit noch gucken lässt, sofern ich noch wach bin? Oder vielleicht auch darauf, einfach den Weg wieder gehen zu können, auf eigenen Füßen?

Ich bin geübt darin, mir Dinge zu vergegenwärtigen.

Gezwungenermaßen bin ich geübt darin: Seit Geburt habe ich an einer sogenannten Steilhüfte gelitten. Im Alter von sechs Jahren: Operation. Hinterher liege ich im Spreizgips, Wochen über Wochen. Höre morgens Kinder zur Schule gehen und mittags nach Hause zurückkehren, während ich in meinem Zimmer ans Bett genagelt bin. Zeit schleicht.

Was wäre, wenn ...

So fängt das Erzählen an. Wir versetzen uns in eine neue Situation, in eine Wirklichkeit jenseits des vertrauten Ich-Hier-Jetzt-Kontinuums, setzen über von einer Gegenwart in eine andere.

Und?

Aus Ohnmacht erwächst durch das Erzählen die Macht, auch über die Zeit zu verfügen, indem wir sie ordnen deuten rafften strecken schachteln aufheben.

Wie immer beim Erzählen: Wir werden durchs Erzählen zu handelnden Subjekten, das Gefühl, nur der Zeit ausgeliefert zu sein, weicht dem Eindruck, sich frei in den Zeiten zu bewegen. Nur eine Illusion?

Sofern ich möchte, kann ich meinen Schulweg von damals auch heute noch gehen. Und sofern ich möchte, in beinahe jeder beliebigen Zeit.

Ich füge einfach „Fehler“ hinzu.

Keine Lügen. Vielmehr Ereignisse, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit zutragen können, weil sie sich in Variationen eh wiederholt haben.

Wenn ich die Straße vor dem Haus überquere und mich, wie jeden Tag, nach meiner Mutter umdrehe, um zu winken – und plötzlich wäre sie dort am Küchenfenster nicht zu sehen? Ich würde warten, ein paar bange Sekunden, beäugt von der alten Bottels, oben links an ihrem Ausguck. Unter den trüben Augen Tränensäcke wie Teebeutel. Sie mag mich nicht,

weil ich sie nie grüße. Ich kann sie nicht grüßen, weil sie dann neugierige Fragen stellen würde.

Schließlich käme meine Mutter doch noch, natürlich.

Sie ruft mir zu, dass ich schon wieder mit offener Schuhschleife los bin. Ich bücke mich, um die Bänder zu binden. Höre im Rücken hastige Schritte und schnellen Atem. Ich weiß es, ohne mich umzuschauen: Stefan kommt angehetzt, macht er immer so. Als wäre er furchtbar in Eile. Unterwegs ziehen wir die Stapel Fußballbilder aus den Anoraks. Tauschen?

Und Lars „Plattnase“ Petersen?

Den gabeln wir beim Zwischenstopp am Bäcker auf. An guten Tagen darf ich mir hier ein Schokokussbrötchen für die Pause leisten.¹² Manchmal verlasse ich das grell ausgeleuchtete Ladengeschäft auch mit einer dieser Schaumwaffeln, lang wie ein Schullineal, rosa und weiß die Füllung, Schokoglasur an den Enden.

Plattnase bricht eine Diskussion über eine Fernsehsendung vom Zaun, die er gesehen haben will. Keiner glaubt ihm. Aktenzeichen XY, die Liveshow mit den ungelösten Kriminalfällen, darf niemand von uns sehen. Keine Chance.

Und die Schleife ist schon wieder auf ...

Ungefähr 200 Mal hin und 200 Mal zurück bin ich die Strecke von zuhause zur Schule pro Jahr gegangen, in meiner Grundschullaufbahn plus Vorschule rund 2000 Mal. Ein Monsterloop, eine frühe Erfahrung von Routine. Mir kam der Weg damals oft endlos und endlos lang vor. Der Inbegriff der Ereignislosigkeit. Das Gegenteil einer Geschichte.

Der Takt von Geschichten ist ein besonderer.

Geschichten bestehen aus Ereignisabfolgen. Gewisse Einzelereignisse stechen meist deutlich hervor, wir warten gespannt auf das Unvorhergesehene, das Überraschende, auf augenscheinliche Fehler im Ablauf, wir identifizieren diese Momente mühelos, wir messen mehr oder weniger unbewusst die Abstände zwischen ihnen, wir erfahren dadurch ein emotionales Auf und Ab, erleben das Geschehen mit gesteigerter Aufmerksamkeit.

Der Effekt: Die Zeit vergeht scheinbar anders. Geschichten manipulieren das Zeitempfinden. Und ...? Und dann sind wir so intensiv im Moment, dass wir uns aus der eigentlichen Gegenwart und Wirklichkeit ausklinken.

Eine Geschichte erleben heißt immer, sich eine andere Wirklichkeit zu vergegenwärtigen. In der ich mich wiederum genauso orientiere, wie ich das im Leben gewohnt bin. Aus dem Bewusstsein heraus, ein wandernder Punkt auf einer Linie zu sein. Beim Erzählen ist letztlich immer alles in Ordnung.

Oder nicht?

DIE SUPER-8-FILME

ZEITERFAHRUNG #2: DAS ZURÜCK

It's just an illusion here on Earth that one moment follows another one, like beads on a string, and that once that moment is gone it is gone forever.
Kurt Vonnegut (Slaughterhouse-Five)

Schließlich muss noch der Flur abgedunkelt werden. Die Esstischstühle bilden eine Gasse, damit das Licht ungehindert auf die Ausziehleinwand treffen kann. Mein Vater hantiert am Projektor. Nach dem Einschalten bekommen wir eine flackernde Kachel, nicht ganz quadratisch und mit abgerundeten Ecken, zu sehen. Fusseln hängen im Bild. Mein Vater pustet, pinselt. Dann fädelt er den Film ein. Das Knattern des Projektors ...

Wir befinden uns in den späten 1970er- oder frühen 1980er-Jahren.

Fußnoten:

12 Ich bestelle es mit politisch unkorrektem

N-Wort – die späten 1970er-Jahre.

Heimkino ist ein Sonntagabend-Zeremoniell, heißt Super 8.¹³ Ich kann nie genug bekommen von diesen stummen Sequenzen: Familienfeiern Ausflüge Urlaube, festgehalten in meist nur wenigen Sekunden, mühsam von meinen Eltern an der Klebepresse geschnitten. Das Archiv wächst mit den Jahren, eine Familienchronik, die man sich häppchenweise und gemeinschaftlich anschaut.

Meine Großeltern, meine Eltern, meine Schwester und ich kommentieren während der Vorführung wie Amateur-Reporter das etwas ruckartige Geschehen (18 Bilder pro Sekunde), geben außerdem Anekdotisches zum Besten, das sich abseits der Kamera zugetragen hat. Oder zugetragen haben soll. Legenden und Mythen entstehen.

Dann Abschluss und Höhepunkt.

Eine Art Ritual fast schon.

Meine Schwester und ich betteln beide, bis mein Vater die winzige Spule endlich aus dem Schrank holt:¹⁴ „Donald und die Ameisen“. Ein Zeichentrick-Streifen, ca. drei Minuten lang, schwarz-weiß.¹⁵

Es ist die Geschichte eines Picknicks, das völlig aus dem Ruder läuft. Ameisen stehlen Donalds Vorräte, als der sich ein Mittagsschläfchen gönnt. Ein Raubzug nicht ohne Grund: Donald hat die emsigen Tierchen zuvor aus reinem Vergnügen gequält. Und so mündet alles in einem spektakulären Duell zwischen aufgebrachter Ente und renitentem Krabbeltiertrupp.

Wobei der Inhalt natürlich nachrangig ist. Was vielmehr im Gedächtnis haften bleibt: das atemlose Rennen Springen Hetzen der Figuren, ein sich stetig steigendes Chaos, Beine, die rotieren wie Autoreifen, durch die Luft fliegende Törtchen Äpfel Würstchen Sandwiches, der Einsatz von Dynamit. Echte Action eben. Die Macher haben hier voll auf die Essenz des Mediums gebaut: die Attraktion der Bewegung. Enormer Schauwert garantiert.

Wir Kinder brechen in fast schon hysterisches Geschrei aus, als das Spektakel endet. Denn nun muss mein Vater den Film rückwärtslaufen lassen.

Er muss!

Nicht nur, dass die widernatürlichen Bewegungen an sich schon komisch sind. Man kennt den Ablauf der Ereignisse zudem ja, weiß in jeder Sekunde, was als Nächstes passieren wird, erwartet voller Spannung, wie ein abgebrochener Felsvorsprung aus der Tiefe einer Schlucht emporfliegt, um oben wieder nahtlos mit dem Rest des Plateaus zu verschmelzen. Man sieht voraus, wie die in der Landschaft verstreuten Dinge zurück an ihren Platz finden, das Chaos Stück für Stück wieder in Ordnung gebracht wird – was ein Spaß!¹⁶

Zurück durch die Zeit ...

Ähnlich wie beim Erinnern. Und doch ganz anders.

Das Hirn vollführt beim Erinnern zwar so etwas wie Rückwärtssprünge. Aber die einzelnen Erinnerungsepisoden selbst laufen vorwärts, in Richtung Zukunft. Auch in Geschichten verfährt man normalerweise so.

Mir fallen spontan nur zwei exotische Ausnahmen von dieser Regel ein: Das Musikvideo „The Return to Innocence“ der Gruppe Enigma aus den 1990er Jahren.¹⁷ Und die 50 Jahre ältere Kurzgeschichte „Links der Uhr“.¹⁸ Geschrieben hat sie Alejo Carpentier 1944, ein kubanischer Autor mit europäischen Wurzeln.

Carpentier leitete zeitweilig ein Aufnahmestudio in Paris, kannte Pablo Picasso persönlich und steuerte Artikel zur Zeitschrift „La Révolution surréaliste“ bei, dem Zentralorgan des Surrealismus.¹⁹ Dinge, die für sich selbst sprechen.

Der Held seiner Geschichte heißt Don Marcial. Bauarbeiter haben dessen Haus abgerissen. In Trümmern liegt es da. Doch dann kehren sich, nach einer Art Zauberritual eines alten Mannes, plötzlich die Handlungen nicht einfach nur um, sondern vollziehen sich wortwörtlich rückwärts.

Kopfkino der besonderen Art, sprachlich ein Genuss:

Mit zielsicheren Sprüngen schlossen die Steine die Breschen in den Mauern. Dünne mit Nägeln gespickte Nussbaumtafeln fügten sich in ihre Rahmen ein, während die Schrauben der Scharniere sich in rascher Drehung wieder in ihre Löcher einbohrten. Auf den abgestorbenen Beeten fügten die Dachziegel, durch einen Andrang der Blumen hochgehoben, ihre Trümmer zusammen, flogen, ein brausender Wirbel aus Erde, empor und fielen wie ein Regen auf das Dachgerüst.

So erhält das Gebäude wieder die ursprüngliche Gestalt, Don Marcial öffnet darin, auf dem Totenbett liegend, die Augen. Er wird genesen und nun rückwärts durch sein Leben ziehen, Station für Station. Eine beinahe identische Geschichte präsentiert übrigens das Video zu Enigmas „Return to Innocence“ ...

Dieses Erzählverfahren hat etwas Beklemmendes. Schuld daran: Genau das Gleiche, was bei uns Kindern bei der Filmvorführung für Erheiterung gesorgt hat. Wir wissen: Alles, was uns gezeigt wird, hat sich bereits zugetragen. Es muss sich bereits zugetragen haben. Die Kette aus Ereignissen wird nur noch einmal andersherum vorgeführt. Die Abgeschlossenheit suggeriert in jeder Sekunde: Es gibt keinen Raum, keine Chance mehr, nicht die geringste, für Veränderungen.

Ist das nicht faszinierend?

Gerade wenn man unter diesen Vorzeichen über das Erinnern nachdenkt. Wenn ich im Hirn zurückspule und beispielsweise an die Super-8-Abende denke, habe ich, ich gestehe, keinen Zugriff auf ein bestimmtes Einzelereignis.

Ich weiß, meine Großeltern waren nicht jedes Mal dabei. Ich bin eine unzuverlässige Quelle. Ich sehe die Raufasertapete im Flur genau vor mir, habe eine präzise Vorstellung von der Ausziehleinwand, und zweifellos befand sich vorne an der Tür, wo sie aufgebaut war, der Schuhschrank. Wenn man ihn öffnete, roch es, was ich sehr mochte, nach Leder und Schuhcreme. Darauf würde ich schwören. War so. Definitiv.

Aber wie oft diese Heimkinovorführungen stattgefunden haben?

Ich kann mich anstrengen, wie ich will: Der Geist kennt keinen Weg zurück, um diese Frage zu klären. Mein Hirn verfügt über keine Rückspulfunktion wie ein Filmprojektor. Wäre wahrscheinlich nicht einmal wünschenswert.

Erinnerungen sind eigentlich nur wertvoll, wenn sie noch von Nutzen für die Gegenwart sind. Ja, vielleicht sind sie sogar nur richtig wertvoll, wenn wir im Zugriff auf sie noch kreativ sein dürfen. Man muss sich nichts vormachen: Wir projizieren spätere Erfahrungen in unsere Erinnerungen hinein. Laufend. Wir verfälschen die Vergangenheit.

Aus guten Gründen.

In seinem Roman „Zeitbeben“ versetzt Kurt Vonnegut die Menschheit um zehn Jahre zurück. Eine plötzliche Laune des Universums.

Der Zwischenfall bewirkt, dass sich alle Ereignisse wiederholen, exakt wie beim ersten Mal, keiner hat die Chance, etwas daran zu ändern. Jeder muss die Vergangenheit bei vollem Bewusstsein um die Konsequenzen seines Handelns ein zweites Mal durchleben.

Das ist komisch und erschreckend zugleich.

Vonnegut geht es vordergründig natürlich um eine moralische Lektion. Er stellt die Frage, ob wir oft nicht zu leichtfertig entscheiden, oft sehenden Auges in Katastrophen rennen, oft erstaunlich wenig Lernbereitschaft erkennen lassen – und all das absurderweise genau wissen. Die einzige Ausrede, dass wir nämlich die Folgen unseres Verhaltens im Augenblick, im konkret durchlebten Moment, nie wirklich abschätzen können, gilt im Falle eines Zeitbebens nicht mehr. Und wirkt dann plötzlich sehr fragwürdig.

Fußnoten:

13 TV-Geräte in jenen Tagen: klobige Kisten, in unserem Haushalt auch noch ohne Fernbedienung. Es gibt nur drei Programme zu empfangen und tagsüber und nachts Sendepausen mit Testbild. Ein Videorekorder? Für uns unerschwinglich.
14 Unklar ist, wie dieser Film in Familienbesitz gelangt ist. Wahrscheinlich, nachdem wir Kinder einmal bei unseren tunesischen Freunden völlig aus dem Häuschen gerieten vor Glück. Diese Diplomatenfamilie, die kurzzeitig in unserer Nachbarschaft in Jenfeld lebte, besaß nämlich mehrere Walt-Disney-Filme, erstanden auf einer ihrer vielen Reisen, und spätestens, nachdem sie uns 1977 aus Tokio besuchen kamen, muss mein Vater einmal weich geworden sein ...
15 Die Originalfassung war seinerzeit für den Oscar nominiert, wie ich heute weiß, ganze 6 Minuten lang und ein Tonfilm in Technicolor. Titel: Tea for Twohundred. Regie: Jack Hannah. Buch: Bill Berg und Nick George. Walt Disney Productions, 1948. Natürlich auf YouTube zu bestaunen. URL = <https://www.youtube.com/watch?v=vNFL-6bsR-k>

16 Praktizierter Widerstand gegen die Gesetze der Physik. Der berühmte zweite Hauptsatz der Thermodynamik. In echt, das wissen wir ja, kann die Entropie in geschlossenen Systemen niemals kleiner werden. Denn Materie und Energie stieben mit voranschreitender Zeit immer weiter auseinander. Heißt: Alles läuft in der Realität auf maximale Unordnung hinaus. Eine zersprungene Tasse bleibt in Stücken und Scherben, wird nie wieder nahtlos eins. Der Film aber kann Prozesse vor unseren Augen umkehren. Schwupps, ist die Tasse wieder ganz!

17 Veröffentlichungsjahr: 1994. Regie: Julien Temple. Auf einschlägigen Videoplattformen heute überall zu finden, z. B. hier: URL = https://www.youtube.com/watch?v=Rk_sAHh9s08

18 Auch bekannt als „Reise zum Ursprung“. Erstveröffentlichung: 1963.

19 Nachzulesen sind diese Details u. a. bei Dieter E. Zimmer: „Zusammenprall der Kulturen. Alejo Carpentier: ‚Krieg der Zeit‘ – Erzählungen und ein Kurzroman. In: Die ZEIT, 3. März 1978. URL = <https://www.zeit.de/1978/10/zusammenprall-der-kulturen/komplettansicht>

Rückblickend bleibt also vor allem große Verwunderung: Wie weit her ist es überhaupt mit dem freien Willen?

Großer Spott. Das scheint Vonneguts Antwort zu sein. Allerdings nur an der Oberfläche. Die darunterliegende Hoffnung heißt, dass wir mit dem freien Willen, wenn er denn keine Illusion ist, besser nicht leichtfertig umgehen.

Im Nachhinein ist es für Korrekturen meist zu spät. Daher gilt: Man sollte sich der Verantwortung für die eigenen Handlungen in jeder Sekunde bewusst sein. Die Welt wäre auf die Art eine bessere. So in etwa darf man die Botschaft des Romans wohl verstehen.

Erinnerungen sind kleine, persönliche Zeitbeben, könnte man sagen. Anders als in Vonneguts Gedankenexperiment aber bieten sie Schlupflöcher. Wir können Korrekturen anbringen, und wir tun es. Allein schon dadurch, dass wir sie im Kontext der Gegenwart bewerten, ändern sie sich ja. Ständig. Wir sind erfahrener, haben mehr durchlebt, wir sehen, begreifen jetzt womöglich etwas anders als im fraglichen Moment zum Zeitpunkt X.

Wozu mir immer das Bratkartoffelbeispiel einfällt. Eine Familienanekdote. Meine Kinder bekommen am Abend häufig Restkartoffeln vom Mittagessen oder vom Vortag in der Pfanne aufgebraten. Meine Mutter behauptet, dass hätte sie früher auch schon immer so gemacht. Meine Schwester und ich wiederum sind uns mehr als sicher, dass es in unserer Kindheit fast nie Bratkartoffeln gab.

Zum einen leidet meine Mutter nämlich unter einer überempfindlichen Nase, weshalb Bratgeruch ihr sowieso schon immer ein Graus war. Zum anderen bewahrte sie Reste so gut wie nie auf. Obwohl sie zwar grundsätzlich viel zu viele Kartoffeln zu den Mahlzeiten kochte, landete, was nicht gegessen wurde, meist sofort im Müll, merkwürdigerweise.

Wahrscheinlich eine Reaktion auf die Entbehrungen der Nachkriegszeit. Als Flüchtlingskind, das erzählte sie oft, war sie mit ihren Schwestern und meiner Großmutter vorübergehend bei einem Bauern untergekommen. Der quälte die Menschen, die er aufnehmen musste, offenbar gern, indem er demonstrierte, wie unerreichbar die Lebensmittel, die er besaß, für sie waren.

An der Treppe zu den zwei Kammern, in der die Gastfamilie zu fünf lebte und dünne Suppen oder Salate aus gepflücktem Sauerampfer und Löwenzahn aß, hängte er zum Beispiel selbstgemachte Würste auf, unerreichbar hoch.

Wenn meine Mutter also später für ihre Kinder mehr zubereitete als nötig war, dann sicherlich auch, dafür braucht man kein Studium der Psychologie, um erlittenes Leid symbolisch an der nächsten Generation wiedergutzumachen.

Gegenüber uns musste sie sich, solange wir Kinder waren, nicht für das Entsorgen von Essen rechtfertigen. Gegenüber den Erwachsenen jedoch, die ihre Kinder heute sind, fühlt sie sich offensichtlich genötigt, eine neue Version der Geschichte mit den Kartoffeln aufzutischen zu müssen. Ihre frisierte Erinnerung schützt sie davor, als jemand dazustehen, der Nahrungsmittel grundlos entsorgt.

Der Kontext hat sich geändert.

Und mit dem Kontext verändern sich eben auch die Erinnerungen.

Einordnen, neu sortieren. Ereignisse unter einer veränderten Perspektive betrachten. Das sind erzählerische Verfahren.

Zeit ist deshalb ohne ein Verständnis der Perspektive kaum zu begreifen. Was die Schlussfolgerung nahe legt: Unser Zugriff auf die Zeit ist erzählerischer Natur.²⁰ Reden wir vom Erinnern, heißt es ja auch, wir vergegenwärtigen uns die Vergangenheit. Und genau so ist es. Wir vergegenwärtigen uns ein Geschehen. Wir durchleben im Geist eine Folge von Ereignissen. Wie beim Erzählen.

Obwohl wir immer vorwärts in der Zeit leben, erlaubt uns unser Gehirn scheinbar Rückwärtssprünge, entgegengesetzt der Richtung

erlebter Zeit. Und innerhalb dieser Ausflüge weitere Sprünge. Vor und zurück.

In Wahrheit verlassen wir die Gegenwart aber nie. Wir bestücken sie nur mit mehr oder weniger authentischem Material und Zeug aus der persönlichen, hirneigenen Ereignisfundkiste, wenn wir uns vorübergehend aus dem laufenden Geschehen ausklinken. Wie im Schlaf, wie beim Tagträumen und so weiter.

Womit leicht der Eindruck entsteht, wir könnten fast nach Wunsch über Erlebtes verfügen.

Glaube ich nicht.

Immerhin: Wir können uns das vormachen. Was nützlich ist. Erfahrungen aus der Vergangenheit helfen uns beim Umgang mit aktuellen Situationen. Und beeinflussen unsere Erwartungen an die Zukunft.

Wir können das Leben zwar nicht wie einen Film noch einmal rückwärts abspulen lassen. Aber wenn die eigene Einbildungskraft entsprechend trainiert ist, beschert uns das Umherspringen in der Zeit immerhin erstaunlich intensive und verblüffende Erfahrungen.

Alles eine Frage unserer erzählerischen Fertigkeiten.

Oder?

DAS MÄDCHEN

ZEITERFAHRUNG #3: DAS KOMMENDE

I don't actually start writing the story itself until I know how the story ends.

Ted Chiang ²¹

An diesem Augustnachmittag zeichnet die Sonne scharfe Schatten in die Welt. Martin und ich kloppen in kurzen Hosen den Ball gegen die Wand, am äußeren Ende unseres Eckblocks, spielen Goldene. Ein Schuss, möglichst hart, damit der Abpraller weit geht. Während der eine rennt, lauert der andere auf strategisch günstigem Posten, erwartet die sportliche Antwort.

So geht das, immer im Wechsel. Haut einer die Pille daneben, fliegt er raus. Die Trophäe des Gewinners: eine imaginäre goldene Plakette, Medaille oder was weiß ich. Martin und ich sind im Finale. Sind Helden. Heute mehr denn je. Seit dem Vormittag Gymnasiasten.

Nur sechs aus unserer Grundschulklasse haben das geschafft, einer ist auf das renommierte MCG gekommen, wir anderen fünf Jenfelder fahren ab sofort ins benachbarte Marienthal. Passt sowieso besser zu uns. Wenn unsere Schule überhaupt einen Ruf hat, dann den, noch sehr jung zu sein.

Was uns aktuell aber viel mehr kümmert: die Sache mit den Mädchen. Also legen wir uns, nachdem wir genug gebolzt haben, auf den Rasen, Blick in den Sommerhimmel, gehen im Geist die Sitzreihen der Klasse durch.

Viele neue Gesichter.

Martin ist unentschlossen. Aber ich weiß es längst. Die eine. Die mit den kastanienbraunen Haaren, mit dem am Hinterkopf wippenden Zopf, mit den Colaaugen. Aus jedem ihrer Blicke sprüht Fröhlichkeit, pur und ungekünstelt. Viele Mädchen fangen gerade an, präpubertäres Geplapper einzustudieren, zu gigeln und zu schnattern. Sie nicht. Die Stimme: warm und forsch. Sie lacht gern, aber nicht wahllos und nicht unter ihrer Würde. Muss schon lustig sein. Und Schadenfreude ist ihr nicht fremd.

Sie gehört zu den Kleineren der Klasse, aber weder würde ich sie zierlich nennen, noch trifft es zart besonders gut. Sie trägt das Kinn erhoben, aber mit Eleganz statt Arroganz. Genau das ist vermutlich der Punkt: Alles, was sie tut, tut sie äußerst unangestrengt, mit würdevoller Selbstverständlichkeit. Oder voll selbstverständlicher Würde. Kleine

Fußnoten:

20 Zumal mit Blick auf die persönlichen Momente, die sich zu der Linie aneinanderreihen, auf der das Ich wie ein Punkt wandert. Sie lassen sich von uns selbst ja nur rein subjektiv erfassen, wie anders könnte das auch sein? Aber das angemessen zu verhandeln, das würde, fürchte ich, jetzt schnell in Bereiche führen, wo dem Erörtern kein Ende mehr wäre ...

21 Avi Solomon: „Ted Chiang om Writing“.

<https://boingboing.net/2010/07/22/ted-chiang-interview.html> (22.7.2010)

Kinder haben das ganz oft – und die guten Königinnen im Märchen auch, Menschen eben, die anderen Menschen gern auf Augenhöhe begegnen, selbst wenn diese Augenhöhe nicht gegeben ist.

Es gibt diese Persönlichkeiten, die dich niemals spüren lassen, dass sie besonders sind, du spürst das selbst. Und zu dieser Sorte gehört sie.

Ich wünschte, ich könnte Martin das alles genauso erklären.

Kann ich nicht.

Seit genau vier Tagen bin ich elf Jahre alt. Aber immerhin: Ich lasse hier und da Zeichen gewisser Reife erahnen. Ich spekuliere, dass meine Mission nicht leicht wird. Sie hat gleich zwei ältere Brüder an der Schule, da sieht man schon mal dumm aus als das Grünhorn, das man ist. Und: Sie kommt nicht aus unserer Gegend hier. Nicht aus den Blocks.

Martin lacht.

Na und? Er findet sie sowieso ein wenig zu niedlich und putzig. Ich bin froh, dass er kein Interesse anmeldet.

Wir schreiben den Nachmittag des 4. Augusts 1982.

Ich habe noch Milchzähne im Mund und diverse Zahnlücken. Und jetzt kommt's: Ich verkünde, dass ich dieses Mädchen heiraten werde.

Wir haben die ganze Gymnasialzeit noch vor uns minus einen Tag, wir müssen durch die Pubertät durch, uns später für Berufe entscheiden, wir müssen das Erwachsenwerden erst hinter uns bringen. Alles kein Pappentier. Weiß ich. Aber von nun an kenne ich das Ziel ...

Mag sein, dass wir unseren Einfluss auf die Zukunft überschätzen. Dass alles Schicksal ist. Oder Zufall. Aber weder das eine noch das andere hält die Menschen davon ab, sich das Kommende in der Fantasie auszumalen. Oftmals in zig verschiedenen Varianten.

Alle unsere Hoffnungen erwachsen der Tagträumerei.²² Alle Hoffnungen sind auf ein bestimmtes Ende hin ausgerichtet, auf ein Ereignis in der Zukunft, das wir gedanklich bereits bis zu einem gewissen Grad vor Augen haben. Eine Vision. Ein Wunschscenario. Wie ein Erinnerungsbild.

Wie beim Erinnern gibt es Lücken. Wir tagträumen lückenhaft. Was zwischen dem jetzigen Ich-Hier-Jetzt-Zustand und dem kommenden, dem avisierten passiert? Das hängt davon ab ...

Wir können verschiedene Versionen entwerfen und durchspielen. Kostet mal mehr, mal weniger Anstrengung. Die Vorhersehbarkeit variiert. Davon hängt in Geschichten ein Großteil der Spannung ab.

Aber was wäre, wenn ...

Wenn wir zum Beispiel so lückenlos in die Zukunft blicken könnten, dass es sich anfühlt, als wäre alles bereits geschehen?

In seiner Geschichte „Story of Your Life“, die um die Jahrtausendwende entstand²³, nimmt Ted Chiang genau diese Idee zum Ausgangspunkt und spitzt sie noch zu. Die Heldin, eine junge Linguistin namens Louise Banks, trifft darin auf Außerirdische, die aus dem Nichts die Erde besuchen. Intelligente Wesen ohne lineares Zeitempfinden. Was zur Folge hat, dass sie sich an das, was für uns Menschen noch Zukunft ist, bereits erinnern können.

Louise Banks eignet sich diese Fähigkeit auch an. Erwirbt somit den Überblick über ihr gesamtes Leben. Sie erfährt auf diese Weise: Ihr Kollege Gary Donnelly wird der Vater ihres im Augenblick noch ungeborenen Kindes werden. Ein Mädchen. Das Schicksal dieser Tochter wird es sein, als junge Erwachsene bei einem Unfall in den Bergen ums Leben zu kommen. Ein Alptraum. Louise wird den Leichnam ihrer 25-jährigen Tochter identifizieren müssen.

Louise weiß das. Weiß das in jeder Sekunde ihres Lebens, weil sie das Buch der Zeit gelesen hat, wie es im Text heißt. Ihr Trost: Jeder gemeinsame Moment mit der Tochter hat einen besonderen Wert. Das legt die Geschichte wenigstens nah, das macht schon die intime Ansprache an die Tochter deutlich, die Louise als Ich-Erzählerin wählt:

Ich erinnere mich, wie es sein wird, dich anzuschauen, wenn du einen Tag alt bist ... Ich werde dir mit dem Finger über den Bauch streichen, die unglaubliche Zartheit deiner Haut bewundern, mich fragen, ob Seide dich wund reiben würde wie Sackleinen. Dann wirst du dich winden, deinen Körper drehen und deine Beine ausstrecken, eines nach dem anderen, und ich werde diese Bewegungen wiedererkennen, da ich sie oft in mir gespürt habe. So siehst du also aus.

Die Zukunft zu kennen, erfordert eine besondere Lebenshaltung. Ich muss akzeptieren, nicht aus meiner Rolle zu können. Ich muss kommendes Leid bejahen. Ich muss das wahrscheinlich als einen höheren Grad der Reife ansehen.

Die Herausforderungen der Affirmation.

Für das Bewusstsein und Verständnis von uns gewöhnlichen Erdlingen scheint eine vorbestimmte Zukunft eher ein Paradox. Ist die Zukunft nicht gerade Sinnbild für alles Unvorhersehbare? Und würde, wenn das Gegenteil wahr wäre, nicht jeglicher Antrieb ausgebremst?²⁴

Etwa zur selben Zeit, als „Story of Your Life“ erstmals zu lesen war, lief in den deutschen Kinos eine junge Frau mit feuerroten Haaren buchstäblich gegen Zeit und Schicksal an: Lola.

Ihr Freund Manni steckt in der Patsche. Noch zwanzig Minuten bleiben ihm. Ein gewisser Ronnie, den man besser nicht enttäuscht, wartet auf 100.000 Mark. Das Problem: Manni hat es verbockt, das ihm anvertraute Geld ist futsch, liegengelassen in einer Tüte in der U-Bahn. Das beichtet er Lola am Telefon. Er weiß nicht weiter. Die Sache wird nicht gut ausgehen, oder?

Die Sache geht nicht gut aus. Obwohl die junge Frau sofort lossetzt, um zu helfen. Aber im Film „Lola rennt“ erzählt Tom Tykwer, verantwortlich für Buch und Regie, die Geschichte nicht nur einmal, sondern gleich drei Mal – und man könnte auch sagen: so lange, bis sie doch gut ausgeht.

Beim ersten Mal muss Lola mit einer Kugel in der Brust sterben. Beim zweiten Mal erwischt ein Rettungswagen Manni. Erst dann folgt das Happy End mit im Casino verdoppeltem Geld und Kuss. So geht's Hand in Hand für Lola und Manni in Richtung (vermutlich) glücklicher Zukunft.²⁵

Dafür muss, dafür kann man etwas tun. Das ist das, was der Film erzählt. Wie auch Tom Tykwer im Interview bestätigt:

Da ist der Film natürlich ein ganz klares Plädoyer – das finde ich auch ziemlich eindeutig formuliert, da muß man nicht viel dechiffrieren – dafür, daß sich doch was bewegen läßt.²⁶

Zum Konstrukt der Geschichte gehören außerdem eine Reihe offenbar nebensächlicher Momente, in denen Lola im Vollsprint das Leben von Fremden kreuzt und dadurch deren Biographien zu verändern scheint. Lola setzt eine Art initiale Kettenreaktion in Gang. Eine Reihe von Schnapsschüssen gewährt in den fraglichen Szenen einen raschen Ausblick ins Kommende. Der Clou: Auch diese Mini-Episoden nehmen in jeder Variante der Geschichte einen anderen Verlauf. Zwischen unverhofftem Lottogewinn und sozialer Bruchlandung, zwischen einsamem Drogentod und romantischem Eheglück liegen nur Wimpernschläge.

Alles offen.

Diese Grundhaltung propagiert „Lola rennt“.

Menschen schätzen die Hoffnung. Mögen die Tagträumerei. Weshalb wir es auch erstaunlich meisterlich beherrschen, das ahnungsvolle Vorausschauen. Wer kennt es nicht, das phänomenale Gefühl der Vorfreude? Und wer kennt es nicht, das quälende Gefühl der Furcht in diversen Schattierungen?

Die Zeit intensiviert sich, wenn uns diese Zustände heimsuchen.

Fußnoten:

22 Es gibt interessanterweise keinen anständigen Begriff für das gedankliche Vorspulen in die Zukunft, fürs Vorausfantasieren. Zumindest fällt mir kein treffender für die Tätigkeit des Erinnerens unter quasi umgekehrten Zeitvorzeichen ein. Visionen? In Erzählerkreisen kennt man den Terminus: Foreshadowing. Technisch ist das allerdings was anderes. Es kommt zum Einsatz, wenn man bereits im Bilde über das prognostizierte Ergebnis ist. Folgt sozusagen erst aus dem Vorausphantasieren, den Tagträumereien ... Weil Alternativen rar sind – sei's drum: Tagträumen. Klingt sehr lieblich, es klingt weder sonderlich aktiv, noch zielgerichtet. Einigen wir uns trotzdem darauf.

23 Erstveröffentlichung: 1998. Deutsche Erstveröffentlichung in Ted Chiang: Die Hölle ist die Abwesenheit Gottes. Berlin (Golkonda-Verlag), 2011. Und genau: Hollywood hat nicht geschlafen. Die Verfilmung der Story trägt den Titel „Arrival“. Premiere in Venedig: 2016. Regie: Denis Villeneuve. Drehbuch: Eric Heisserer.

24 Vermutung: Es wirkt weder attraktiv, noch sonderlich nachvollziehbar, wenn alles, was kommt, nicht mehr von uns beeinflusst werden kann. Selbst die Anhängerschaft von Religionen und Denkkrichtungen, die an das Wirken höherer Mächte glauben, tendieren ja selten zu wirklich fundamentalem Fatalismus. Aber das ist natürlich eine bodenlose Diskussion ...

25 Eine Verneigung des Cineasten Tykwer vor Charlie Chaplin, der einst genauso am Ende von Modern Times (1936) mit Paulette Goddard auf den Horizont am Ende der Straße zuspazierte.

26 Rüdiger Suchsland: Tykwer spricht. Ein Gespräch mit dem Regisseur von LOLA RENNT. Auf: artechock.de, 20.8.1998. Weiter heißt es dort noch, O-Ton Tykwer: Unsere Kraft liegt immer in der Leidenschaft. Ich wünsche mir, daß man den Augenblick zu schätzen lernt, daß jeder Moment eigentlich gleich wichtig sein kann, und daß man nicht vorher wissen kann, welcher Moment eigentlich der Entscheidende ist ... https://www.artechock.de/film/text/interview/t/tykwer_1998.htm

Darauf bauen Geschichtenerzähler. Und kreieren ganz unterschiedliche Arten der Spannung. Intellektuelle, emotionale, ästhetische, ganz nach Vorliebe Temperament Charakter. Das Prinzip ist aber stets dasselbe. Ein Spiel mit den Erwartungen, angenehmen wie unangenehmen.

Intuitiv scheint es logisch, dass wir dieses Verfahren, die womöglich ein wenig unterschätzte Kunst der Tagträumerei, äußert gut beherrschen: In einem Leben, in dem wir es gewohnt sind, vorwärts in der Zeit zu leben, muss es uns stark interessieren, was die Zukunft bringt.

Kein Wunder auch, dass wir nicht genug von Geschichten bekommen können. Sie versorgen uns mit Material. Mit nötigen Szenarien. Anleitungen in Lebensgestaltung – auch das sind sie, wenn man so will.

Sie bestärken uns zudem in dem Wunsch, das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen. Denn davon erzählen Geschichten immer: ob Held, Anti-Held oder Superheld, am Ende lenken sie ihre Geschicke alle selbst durch ihr Tun. Aber das ist wieder ein anderes Thema. Für einen anderen Anlass in der Zukunft. Und ob er Wirklichkeit wird, können wir jetzt noch nicht wissen.

Wir können darauf hoffen. Wir können bangen.

Wie üblich. Denn selbst wenn rein gar nichts vorherbestimmt wäre, sitzt einem ja immer die Zeit im Nacken. Hinzu kommt noch: Wer Einfluss auf den Fortgang der Ereignisse nimmt, verbaut sich auch Wege. Und muss mit den Folgen der eigenen Handlungen klarkommen. Das Leben hat Konsequenzen.

Die Möglichkeiten, das Schicksal selbst zu gestalten, scheinen mit der Zeit abzunehmen, als wäre das Leben ein Trichter, der sich mit jeder Entscheidung weiter verengt.

Ein steter Lernprozess.

Der erste Schultag, die erste Liebe, Berufseinstieg, Familienplanung und so weiter und so weiter – der Weg führt vorbei an lauter Abzweigungen. Hinter denen Enttäuschungen und Überraschungen auf uns warten, Schuldgefühle und Stolz ebenso im Kielwasser unseres Tuns.

Es gibt Dinge, die nicht abzusehen sind oder nicht zu begreifen, solange wir noch nicht über gewisse Erfahrungen im Verhältnis von Tagträumen und real vergegenwärtigter Zukunft verfügen. Auf Manches kann man sich einfach nicht vorbereiten. Trotzdem können wir gar nicht wirklich anders, als es zu versuchen. Die einen mit mehr, die anderen mit weniger Leidenschaft.

Groß träumen: das Vorrecht der Jugend.

Eben drum: Wenn wir jung sind, kann eigentlich nichts Besseres passieren, als sich möglichst viele Enden und möglichst immer auch das beste Ende von allen für die zahllosen Lebensträume auszumalen. Das erhöht die Chance, die Chance des Lebens zu erkennen, nicht zu verpassen, zu ergreifen, zu erkämpfen, zu nutzen und zu wertschätzen.

Wenn die Zeit kommt.

Ich hab's Martin ja gesagt: Am 11. September 1999, rund siebzehn Jahre nachdem ich das erste Mal der mit den Colaaugen und dem kastanienbraunen Haar und der kindlich-königlichen Ausstrahlung begegnet bin, haben sie und ich geheiratet. Auf der Nordseeinsel Amrum. An einem Tag mit Sommerhimmel.

Goldene Hochzeit: 2049.

Ich sehe es genau vor mir. Ein Haufen Enkel auf ihrem und ein Haufen Enkel auf meinem Schoß. Nur für's Foto. Dann können die Racker raus, sich eine Mauer suchen und Goldene spielen ...

THE END I (NEU)

Wenn man das Gewebe der Gegenwart beschreiben will, wenn man beschreiben will, wie es sich anfühlt, heute zu leben, dann kann man das im Grunde nicht geradlinig tun.

David Foster Wallace ²⁷

Während ich an diesem Text gearbeitet habe, starb mein Vater. Ein seit langem angekündigter Tod. Krebs.

Der Schreibprozess geriet ständig ins Stocken. Und wenn ich doch am Klapprechner saß, haderte ich oft mit mir. Das Ende, das vorgesehene, gefiel mir nicht, nicht mehr. Wie so oft habe ich Textblöcke verschoben und gelöscht und lange Passagen an den Schluss des Dokuments verbannt, wo ich Reste sammle, bis ich sicher bin, dass sie nicht mehr gebraucht werden.

Inzwischen glaube ich: Kein Ende kann mich richtig glücklich machen. Im Grunde habe ich mich an der Aufgabe sowieso verhoben.

Ich wollte zeigen, dass die Fähigkeit, Sprünge in der Zeit zu vollführen, vor wie zurück, zu unserem Standardrepertoire an kreativen Leistungen gehört – täglich zigfach praktiziert. Was keine Neuigkeit ist. Ich wollte besonders aber von unserem erzählerischen Zugriff auf die Wirklichkeit berichten – und wie sich darin das ständige Vor und Zurück natürlich zeigt und spiegelt.

Anekdoten.

Lektüreerfahrungen.

Reflexionen.

Und dann ...

Ich habe darauf gehofft, dass sich dadurch erschließt, praktisch wie von selbst, woher meine Art Geschichten zu erzählen, speziell die Vorliebe für nicht-lineare Strukturen herkommt. Und weil Fragen der Poetik, also die Theorie rund ums Handwerk des Schreibens, seit Jahrzehnten mein Steckenpferd sind, wollte ich das Wesentliche, was mir dazu einfällt, gerade in Bezug aufs Thema Zeit und Erzählen, möglichst anschaulich verpackt, auf den Punkt bringen ...

Mit Hauptaugenmerk auf dem Spezialgebiet Montage.

Jede Geschichte muss ja eine Lösung dafür finden, in welcher Form der Inhalt organisiert wird. Dieser Vorgang des Ordnen, wenn der Inhalt also nach dramaturgischen Erwägungen eine Gestalt bekommt, hat ebenso viel Einfluss auf die Bedeutung und die Wirkung und die Schönheit einer Geschichte wie der Inhalt selbst oder wie die Sprache.

Die Setzung von Anfang und Ende. Was genau dazwischen passiert – und in welcher Reihenfolge. Ganz offenbar neigt der Mensch dazu, Geschichten nach dem einfachen Muster einer Ereignischronologie zu gestalten. Ausgespart wird, was nichts zur Sache tut. Sprünge erfolgen scheinbar immer nur in eine Richtung, vorwärts ...

Die Illusion von Kontinuität.

Durchs Erzählen entsteht dieses Phänomen fast wie von selbst. Formal die schlichteste Lösung, um es zu erreichen, ist wahrscheinlich ein Handlungsverlauf mit konsequent linearer Struktur. Ein Ereignis folgt brav von Anfang bis Ende auf das zeitlich vorherige.

Woran zunächst wenig auszusetzen ist.

Ein Grund für die Popularität dieses Verfahrens dürfte sein, dass wir gewohnt und geneigt sind, die Kontinuität als eine Art Standard im Leben zu begreifen. Meine Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen verläuft anscheinend kontinuierlich. Vom Aufstehen am Morgen bis zum Schlafengehen am Abend durchlebe ich den Tag offenbar am Stück, in einem Rutsch, mit Ruhepausen zwar, aber kontinuierlich.²⁸

Nur: Ist Kontinuität wirklich der Standard?

Große Teile der Wirklichkeit werden heute medial vermittelt. Wir haben ein Bild von New York und Hogwarts, auch wenn wir nie dort

Fußnoten:

27 Georg Diez: Der Klang der Gedanken. Ein Gespräch mit David Foster Wallace über die Kraft der Literatur, die DNA der Amerikaner und die Traurigkeit der Männer. In: DIE ZEIT vom 25.01.2007.

28 Es ist möglich und in vielerlei Hinsicht nützlich, im Glauben zu sein, die Kontinuität sei so etwas wie der Normalfall, ob mit Blick auf die Wahrnehmung im Allgemeinen oder ob in Bezug aufs Erzählen im Speziellen. Vermutung: So betrachtet wirken Prozesse häufiger tendenziell folgerichtig. Ursache und Wirkung lassen sich übersichtlicher voneinander trennen, belastende Konflikte sind deutlich leichter zu ertragen, wenn es gelingt, sie als gelöst einzustufen, sobald sie vorüber sind. Und so weiter. (Unfertige Gedanken.)

waren. Besitzen eine recht präzise Vorstellung von Polizeiarbeit, ohne dafür je einen Fuß in eine Wache zu setzen oder einen Tatort zu besichtigen. Wissen im Zweifel über alle erdenklichen Sexualpraktiken im Detail Bescheid, auch wenn wir im Alltag nur uns selbst nackt zu sehen bekommen sollten und intim berühren.

Wir klinken uns ständig in Welten ein und aus, verbringen Gegenwart woanders. Und wenn wir mal ganz bei uns bleiben, springen wir hin und her zwischen Gestern und Morgen. Wir sind nicht ständig im Hier und Jetzt. Alles bekannt, alles mehr oder weniger unbedenklich. Aber eben: Mit der Kontinuität ist es im Leben auf den meisten Ebenen eher problematisch.²⁹

Das Leben ist zunächst vor allem auch: ungeordnet. Eine Abfolge oft nur lose zusammenhängender Ereignisse. Wenn überhaupt.

Das Erzählen nie.

Liegt in der Natur der Sache. Warum etwas in eine Erzählung aufnehmen, wenn es im Sinne der Geschichte stört? Das widerspricht der Verabredung, das wäre ein Verstoß gegen Konventionen.³⁰ Wer erzählt, schwingt sich, weil er darf, weil er muss, zur Autorität in Sachen Ordnung auf. Erzählerinnen und Erzähler sortieren aus, was aus ihrer Sicht einfach nur fehl am Platz wäre. Übrig bleibt so zum Schluss eine Kette von (subjektiv) relevanten Ereignissen.

Ordnet man diese Ereignisse chronologisch an, kann man sich auf eins verlassen. Der Eindruck, eins folgt auf das andere, verleitet natürlich schnell zu dem Schluss: eins folgt aus dem anderen.

Die Behauptung der Folgerichtigkeit.³¹

Ist das nicht meist die Strategie, die hinter dem klassischen Erzählen steckt: eine Geschichte zu erzählen, in der alles in bester Ordnung ist? Bezogen auf die Zeitebene sind lineare Strukturen deshalb oft das Mittel der Wahl.

Sie sind das Erwartbare.

Montagetechniken machen es aber auch möglich, Zeiten unbegrenzt zu überbrücken ... Vorgänge, die sich gleichzeitig abspielen, aneinanderzureihen ... Gedankenwirrwis darzustellen mit verlangsamter Zeitwahrnehmung oder beschleunigter ... Figurenidentitäten aufzuheben und damit biographische Zeitabläufe in fantastische Sphären zu überführen ...

Und so weiter.

Als das sind mögliche und natürlich auch längst erprobte Verfahren beim Erzählen. Egal, wie es bei uns im Kopf aussieht, alles kann erzählend sichtbar gemacht werden. Es besteht kein Zwang zur Chronologie. Wir wissen das. Die herkömmliche Ordnung lässt sich aufheben, jederzeit. Allerdings nur, indem eine neue Ordnung an ihre Stelle tritt. Eine, die mindestens ebenso bedeutsam, wirkungsvoll und auf ihre Art auch immer schön ist ...³²

Das Prinzip des Erzählens lässt sich nicht wirklich aushebeln.

Darauf wollte ich im Groben hinaus ...

Dachte ich.

Mit bestechenden Beispielen und einleuchtenden Schlussfolgerungen. Im Nachhinein fällt mir nun auf, dass das nicht wirklich toll geglückt ist – und ich außerdem noch etwas ganz anderes gemacht habe. Ohne Vorsatz. Ich wollte, scheint mir, festhalten speichern bewahren.

Für Außenstehende mögen es harmlose Geheimnisse sein, die ich aus der Vergangenheit in die Gegenwart gezerrt habe. Aber wer weiß, ob sie nicht doch einmal für bestimmte Menschen einen Wert haben. Ich wollte also etwas schützen und in die Zukunft retten.

Ein ständiges Vor und Zurück.

In den letzten Tagen seines Lebens habe ich von meinem Vater noch erfahren, welcher sein Lieblingsbaum ist und was seine Lieblingsjahreszeit, vom wem er den ersten Kuss bekam. Neuigkeiten für mich, trotz der 47 Jahre, die wir schon Vater und Sohn gewesen sind. Ich habe außerdem miterlebt, wie er einen ehemaligen Freund nach Jahrzehnten das erste Mal

wieder gesprochen hat. Eine Geschichte, die für ihn nie abgeschlossen war.

Jetzt muss ich damit klarkommen, dass die gemeinsame Zeit vorüber ist. Fragen offen bleiben. Ich wusste, dass das passiert. Ich habe es bereits gewusst, als ich diesen Text zu schreiben anfang. Von der Zeit und dem Erzählen sollte er handeln, nun erscheint er mir wie ein Versuch über die Vergänglichkeit. Obwohl das nicht wirklich in meiner Absicht lag.

Merkwürdige Geschichte, mal wieder.

Und ein mögliches Ende ...

THE END II (ALT)

You look at where you're going and where you are and it never makes sense, but then you look back at where you've been and a pattern seems to emerge.

Robert M. Pirsig (Zen and the Art of Motorcycle Maintenance)

Weil die Vergänglichkeit dem Leben eingeschrieben ist, liegt der Wunsch nach Aufschub nah: Alle Menschen träumen vermutlich von Zeit zu Zeit davon, die unbarmherzig vergehende Zeit anhalten zu können. Aber wäre das nicht der wahre Horror? Noch schlimmer als die Gewissheit, dass unsere Zeit begrenzt sein und eines Tages enden wird?

Mit einem Stillstand der Zeit wäre wenig gewonnen. Nichts würde sich mehr ereignen. Was wäre daran besser als der Tod?

Und selbst wenn wir uns den Stillstand als eine Art Loop aus Ereignissen vorstellen, sehr schönen Ereignissen meinetwegen, würden die Wiederholungen diese Momente nicht einfach auf Dauer banalisieren?

Mir ist schon klar: Solche Wünsche nach dem Ausbremsen der Zeit sind letztlich Glücksbekenntnisse – und zugleich Hilfeschreie. Den Gedanken an die Endlichkeit des Seins hält ein gesunder Geist kaum aus. Darum ist auch die Sehnsucht nach einem probaten Mittel gegen die Zerstörungskraft der Zeit so groß. Und legitim. Und alles. Aber.

Aber vielleicht ist das einfach der falsche Ansatz.

Der argentinische Kollege César Aira gab vor ein paar Jahren in einem Interview zu Protokoll:

*Die Zeit ist die deprimierendste aller Kategorien des Geistes. Sie ist traurig, weil sie uns tötet. Doch die Literatur intensiviert die Zeit, die wir haben, das unterscheidet sie von allen anderen Aktivitäten.*³³

Ich sage, das stimmt. Sicher nicht in dieser Absolutheit, weil mir sofort noch ein paar andere Aktivitäten einfallen mit vergleichbarer Eigenschaft und zum Teil sogar pulstreibenderen bis orgiastischeren Perspektiven, nicht nur Sex, nicht nur ambitionierter Sport und bedeutungsvolle Arbeit.

Auch würde ich statt Literatur den Begriff Geschichtenerzählen vorziehen.

Aber im Prinzip bin ich einverstanden. Mich fasziniert seit jeher an jeder Form von Kunst, dass sie Lust auf eine bestimmte Art des Lebens macht.

Das gilt für eine Performance von Tehching Hsieh.

Das gilt für einen Walt-Disney-Film.

Das gilt für einen Text von Ilse Aichinger.

Jedes dieser Werke erinnert daran, und in diesem Sinne sind sie alle zweifellos gelungen, dass wir uns nach Intensität sehnen. Oder sehnen sollten. Gerade auch abseits der Geschichten. Sich nach Kräften auflehnen, damit einen die Zeit nicht vor der Zeit meuchelt, indem wir aus lauter Angst vor Risiken und Nebenwirkungen handlungsscheu werden. Sich

Fußnoten:

29 Alle einschlägigen Theorien zum Thema persönlicher Identität sind sich vermutlich recht einig darin, dass speziell das Ich eine sehr dynamische Größe zu sein scheint. Instabil in vielerlei Hinsicht. Und wenn wir das anders empfinden, dann auch nur deshalb, weil wir in der Lage sind, erzählerisch eine gewisse Kontinuität zu behaupten. (Unfertige Gedanken.)

30 An dieser Stelle wäre ein Abschnitt über Paul Grices Implikaturetheorie nützlich.

31 Sie wird von zwei weiteren Behauptungen flankiert, die für Geschichten wichtig sind. Die Behauptung der Glaubwürdigkeit und der Vollständigkeit. Die Kunst des Erzählens besteht nicht zuletzt darin, in Bezug auf die etablierte Raum-Zeit-Figuren-Konstellation insgesamt möglichst stimmig zu wirken. Cowboys und feuerspeiende Drachen? Möglich, wenn man etwas Märchenhaftes erzählen will. Unmöglich, wenn man etwas Naturalistisches erzählen will. (Unfertige Gedanken.)

32 Hier könnte ein Exkurs zu meinen Romanen erfolgen. Auf Dritte wirkt ihre Struktur wohl oft willkürlich. Dabei liegt mir Ordnung am Herzen. Mehr als mir selbst manchmal sympathisch ist. "Es war einmal Indianerland" besteht zum Beispiel aus zwei Teilen. Beide Teile setzen sich aus der gleichen Zahl relativ gleich langer Kapitel zusammen. Und so weiter. Was ruhig als das Gegenteil von Eigenlob verstanden werden darf. Aus meiner Zeit als Werbetexter erinnere ich mich jedenfalls noch gut an jenen Ausspruch eines geschätzten Kollegen, seines Zeichens Art-Direktor: Symmetrie ist die Ästhetik der Dummen und Einfallslosen!

33 <http://www.nzz.ch/feuilleton/der-argentinische-autor-cesar-aira-ich-schreibe-als-ob-ich-kommende-nacht-sterben-wuerde-ld.137444>



Fußnoten:

34 Outtake aus dem Roman „Standrandritter“. Ursprünglich Einsprengsel in einer Szene, in der eine der Hauptfiguren gefoltet wird. Silvester, der einige Jahre zuvor seine Schwester Kitty verloren hat, sieht sich mit dem möglichen eigenen Tod konfrontiert und erinnert sich in dieser Situation an ein Gespräch, das er früher am Tag mit dem Pastor Christian Kamp geführt hat. Dessen Gedanken wiederum deuten stark darauf hin, dass er den Roman „Zen and the Art of Motorcycle Maintenance“ von Robert M. Pirsig gelesen hat. Sicherlich auch einer der Gründe, warum die Stelle vom Autor aus „Standrandritter“ gestrichen wurde.

trauen, die eigene Geschichte mutig und einfallsreich zu gestalten. Sich wehren.

Unaufhörlich, so oft es geht.

Bevor es zu spät ist.

Dann ist schon ziemlich viel in Ordnung ...

Es gibt diesen traurigen Witz, der mit folgender Frage beginnt: Was ist der beste Tipp für ein langes Leben?

Man kann eine Menge Zeit damit verplempern, über eine gute Antwort nachzudenken. Aber das ist natürlich noch nicht die Pointe. Und wer aufgepasst hat, weiß: Wahrscheinlich steckt der Fehler schon im Ansatz. Vielleicht ist es ja gut, dass der Punkt auf der Linie wandert und wandert, unermüdlich bis zum Schluss, bis die Linie endet ...

Sie ist nicht unendlich.

Na und?

Denn was nützt es schon, 90, 100 oder 112 zu werden, wenn man mit all der Zeit nichts anzufangen weiß, wenn man nicht rechtzeitig begonnen hat, sich zu fragen, was wohl der beste Tipp für ein intensives Leben wäre.

Wem darauf jetzt spontan nichts einfällt – nicht sofort verzweifeln: Denn wir alle haben ja noch Aufschub, ein bisschen zumindest, um dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Und falls uns das zu blöd wird oder zu sehr deprimiert, lenken wir uns zur Not einfach davon ab.

Also, der beste Tipp für ein langes Leben?

...

...

...

Nicht sterben.

Jenfeld, Strobl am Wolfgangsee, März-Oktober 2018

THE END III (BONUS): VON WO KOMMT DIE ZEIT? ³⁴

Heute Morgen erst hat ihn der Pastor das gefragt, nach dem Besuch des Grabs von Silvesters Schwester. Am Bachlauf haben sie gestanden.

– Von wo, glaubst du, kommt die Zukunft? Von vorne oder von hinten?

Silvester hört den Klang der Stimme im Kopf. Sogar das Schnattern der Enten, die sich mit der Strömung haben treiben lassen.

– Du hast mal erzählt, sagt Silvester, in deiner Vorstellung kommt die Zukunft von hinten, überrollt uns gewissermaßen wie eine Welle am Strand, die wir nicht kommen sehen, weil wir im Wasser stehen und zum Ufer zurückblicken.

– Ja, sagt Kamp, das habe ich mal so aufgeschnappt, und auch wenn das Bild leider nicht von mir stammt, leuchtet es mir ein.

– Wie auch immer, Christian, was willst du mir sagen?

Er möge den Gedanken einfach, sagt der Pastor, ihm erscheine es sehr stimmig: Die Zukunft kenne man nicht, bis sie für einen Moment Gegenwart werde und dann entschwinde sie auch gleich wieder in die Vergangenheit.

Kamp schoppt die Ärmel seines Talars ein wenig nach oben. Fährt fort:

– Wir sehen vor unseren Augen all das, was wir erleben, mit der Zeit kleiner werden, sich entfernen und immer weiter entfernen, während von hinten immer wieder Neues nachfolgt.

– Vermutlich ist das so, sagt Silvester.

Kamp schaut ihn von der Seite an.

– Was ist mit den tausend Erinnerungen an deine Schwester? Entfernen die sich auch?

Silvester denkt einen Moment nach. Der Pastor erwartet von ihm eine Lüge, ein Zeichen von Schwäche, das ist ihm klar. Doch die zeigt er nicht.

– Manchmal hatte ich zuletzt das Gefühl, ich bin der Vergangenheit kurz noch mal nähergekommen oder sie mir, wie jedes Jahr am Todestag, aber jetzt fliegt sie in die Ferne. Ja.

– Was kommt als Nächstes?

– Ich weiß nicht.

– Jede Menge Neues. Sehr wahrscheinlich. Oder?

Die Hand auf seiner Schulter. Silvester spürt den Widerstand in sich. Sieht eine der Enten wenden und hilflos gegen den Strom anpaddeln.

– Vielleicht ist hinter mir auch nicht mehr viel, sagt er, ein paar Szenen noch und dann ist der Film abgespult.

– Warum sollte das so sein? Weil deine Schwester jung gestorben ist? Fürchtest du dich vor dem Tod?

Silvester hat noch einmal genickt. Auf eine sehr eigenartige Weise hat er sich leicht gefühlt, geradezu wohl und geborgen in dieser Sekunde, während die Tränen kamen. Und er hat gesagt:

– Die letzten Sekunden der Vergangenheit, denen man hinterherguckt, welche werden das sein? Und was denkt man dann? Denkt man: Das war's?